nen, heute versucht man es mit Hirn. Hirn, das hat ein Land ohne Profiliga bewiesen, Hirn ist besser.

Der Mann, der das schon vor Jahren erkannt hat, heißt Geir Thorsteinsson, Präsident des Isländischen Fußballverbandes. Er hat ein schönes, geräumiges Büro in der Haupttribüne des isländischen Nationalstadions Laugardalsvöllur. Auch Thorsteinsson, Anfang fünfzig, schlank, mit ordentlichem Seitenscheitel, ist nicht überrascht, dass seine Mannschaft es zur EM geschafft hat: „Wir wären ja fast zur WM 2014 nach Brasilien gefahren." Island verlor damals in der Qualifikation sein zweites Play-off-Spiel gegen Kroatien.

Natürlich kennt Thorsteinsson das Rezept für eine erfolgreiche Zukunft. Gute Jugendarbeit macht sich bezahlt. Der Unterschied zu vielen anderen Ländern besteht wohl vor allem darin, dass er es einfach gemacht hat. Die neuen Stadien, die vielen Lehrgänge für die Trainer, der Wunsch, besser zu werden. Man muss es offenbar nur tun.

Die wichtigste Entscheidung, was die Nationalmannschaft anging, fiel 2011. Thorsteinsson suchte einen neuen, diesmal ausländischen Trainer für Island. Einen Vollprofi. Lars Lagerbäck, der schon die Schweden und Nigeria gecoacht hatte, stand zur Verfügung. „Er machte den Unterschied", sagt der Verbandspräsident. Lagerbäck ist ein guter, analytischer Trainer. Er wusste, wie man mit Profifußballern umgeht, was viele seiner isländischen Vorgänger nicht wussten, schließlich hatten sie nie welche trainiert. Lagerbäck redete der Mannschaft ein, dass sie jeden schlagen könne. Auch Holland in Amsterdam. Da er taktisch wirklich ein Meister ist, glaubte das Team an ihn. „Die Mannschaft strotzt vor Selbstbewusstsein", sagt Thorsteinsson. „Das gab es so früher auch nicht."

Profispieler Sigurdsson (M.)
Hirn ist besser

Thorsteinsson will sich nicht auf ein Ziel für die Europameisterschaft in Frankreich festlegen, aber dass Island das Achtelfinale erreicht, davon geht er aus.

Früher oder später, wenn man mit dem isländischen Verbandspräsidenten über den Fußball in seinem Land spricht, wird es philosophisch. Thorsteinsson kann nicht wirklich erklären, warum so viele Spieler aus so einem winzigen Land kommen, warum die Mannschaft derzeit so unglaublich gut ist. Isländer seien nun mal genügsame, arbeitswillige Menschen. Er habe noch nie einen Vereinspräsidenten einer ausländischen Liga gehört, der sich über einen isländischen Spieler beschwert hätte. „Passiert einfach nicht", sagt Thorsteinsson. Alle sagen, Isländer seien tadellose Profis. Sie maulen nicht herum, sondern ackern. Trainer lieben sie. Die meisten Talente verlassen Island sehr jung. „Wir hätten keine Chance ohne die Auslandsprofis."

Spricht man mit Trainern oder Journalisten in Island, kommt am Ende immer das Beispiel mit dem Fischkutter. Früher, wenn der Fischkutter mit dem leicht verderblichen Fisch in den Hafen einlief, hätten alle anpacken müssen. Ganz gleich, wann und wie lange es dauerte. „Das hat sich in unsere Mentalität eingebrannt. Wir sind verdammt harte Arbeiter", sagt Thorsteinsson.

Am Ende klingt es ganz leicht, das Wunder, das keines ist. Man nehme Männer, die bereit sind, sich zu schinden, denen man als Kind beigebracht hat, den Ball ordentlich zu passen und im Notfall zu behaupten, und bezahle einen guten Trainer. „Wirklich, viel mehr ist das nicht", sagt Thorsteinsson.

Natürlich gibt es Kritiker, die sagen, dass Island einfach nur von dem neuen Modus profitiert hat. Die Uefa in ihrem grenzenlosen Drang, auch noch den letzten Cent herauszuholen, hat für die kommende Europameisterschaft das Teilnehmerfeld der Endrunde von 16 auf 24 Mannschaften erhöht. Es wird jetzt nicht wie bisher 31 EM-Spiele geben, sondern 51. In der Tat war es noch nie so einfach, die Qualifikation für die EM zu schaffen. Sogar die Hälfte der Drittplatzierten darf zum Turnier.

Aber die Wahrheit ist, dass Island nicht glücklich „hineingerutscht" ist. Das Team steht auf Platz eins der Tabelle, und Thorsteinsson sagt, dass es ihre Absicht sei, auf der Position auch am Ende zu stehen.

Vermutlich muss man sich einfach daran gewöhnen, dass Island zur europäischen Spitze aufgeschlossen hat. Ein Land mit so vielen Einwohnern wie Bielefeld. Vor ein paar Wochen war die U 21 der Franzosen da. Qualifikationsspiel zur U-21-EM. Unter anderem stand da für Frankreich, den kommenden EM-Gastgeber, Kingsley Coman auf dem Platz, der Jungstar des FC Bayern, der von sich sagt, dass er „den Unterschied" mache. Machte er nicht.

Island gewann 3:2. Juan Moreno

Video: Sportmacht Island

spiegel.de/sp422015island
oder in der App DER SPIEGEL

Weltfremd im Wallis

Fifa Von allein wollte Joseph Blatter nicht gehen, nun wurde er aus dem Präsidentenamt gescheucht. Er hinterlässt einen Trümmerhaufen.

Er hat sein Leben als mächtigster Mann des Fußballs immer genossen. Wenn er morgens um sechs Uhr aufstand, war Joseph Blatter oft schon richtig gut gelaunt, er suchte dann im Radio nach Popmusik und tanzte über den weißen Keramikboden seines Apartments. Sepp Blatter erzählte dem SPIEGEL vor zwei Jahren von diesem Morgenritual in seiner Wohnung am Zürichberg. Vielleicht wollte er mit dem Einblick in sein Privatleben zeigen: Seht her, ich bin ein lustiger Vogel. Schon damals dachte das Publikum wohl eher: Hat der Mann einen Knall?

Als Präsident der Fifa lebte er in einer eigenen Welt. Nach dem Frühstück ließ sich Blatter in seinem schwarzen Dienst-Mercedes zum Hauptquartier der Fifa chauffieren, einem Gebäude mit drei Stockwerken über der Erde und fünf darunter, einem Pentagon des Weltfußballs. Meist war Blatter der Erste im Büro, und oft war er der Letzte, der ging. Wie lustvoll er mehr als 17 Jahre lang regierte, wissen viele Fifa-Mitarbeiter zu berichten, die ihren Chef selten übellaunig erlebten. Blatter, der in jungen Jahren auch als Conférencier gearbeitet hat, ist in vertrauten Runden ein Charmeur und Unterhalter. Er liebt es, Witze zu erzählen, und wenn gute Freunde ihn am frühen Nachmittag in seinem Büro besuchten, ging er zu seinem Schrank und holte einen Scotch aus dem Regal. Black Label, viel Eis.

Und natürlich aß er gern gut. Auch am vorigen Dienstag war um die Mittagszeit ein Tisch im „Fifa Club" für Blatter reserviert, einem Spitzenrestaurant mit Blick auf den Zürichsee und die Alpen. Der Tisch blieb leer. Blatter konnte nicht weg aus seinem Büro, es ging für ihn um alles.

In Zürich, das wusste er, hatte sich schon tags zuvor die Untersuchungskammer der Fifa-Ethikkommission versammelt. Dort verhandelte sie seine Zukunft. Die Schweizer Bundesanwaltschaft beschuldigt Blatter der Untreue. Es geht um zwei Millionen Franken, die Blatter im Februar 2011 an den Uefa-Präsidenten Michel Platini gezahlt hatte, angeblich für eine Beraterleistung. Am Donnerstag kam dann das Urteil der rechtsprechenden Kammer der Ethik-

FOTO: VI IMAGES / GETTY IMAGES

Fifa-Präsident Blatter am 29. September in Zürich: Letztes Gefecht

FOTO: MICHAEL PROBST / AP/ DPA

kommission: Blatter und Platini werden für 90 Tage suspendiert.

Die Ära Blatter ist somit de facto vorbei. Sogar in seinem eigenen Haus, im Fifa-Hauptquartier, stand am Ende kaum mehr jemand hinter ihm.

Joseph S. Blatter war in den vergangenen Monaten vermutlich der meistverachtete Funktionär des Sports. Vor allem in Europa waren die Fans seine ständigen Scharaden leid, mit denen er sich im Amt hielt. Blatter selbst ließ die Empörung kalt. Er agierte wie ein Mann ohne Gewissen. Weltfremd. Entrückt. Noch Anfang der Woche hatte er seinen engsten Mitarbeitern verkündet, er werde ihr Präsident bleiben.

Mit epischer Wucht bricht nun sein Günstlingssystem zusammen. In den USA und in der Schweiz wird gegen die Fifa ermittelt, etliche Verbandsbosse sitzen bereits in Untersuchungshaft, weitere Verhaftungen, so hört man, werden folgen. Noch ist nicht abzusehen, wie es nach der Ära Blatter weitergehen wird – und ob die Fifa in ihrer heutigen Struktur und Größe auch in Zukunft noch bestehen wird. Derzeit gibt es nicht einmal einen Kandidaten, der am 26. Februar als Blatters Nachfolger zur Wahl stünde. Die Geschäfte hat erst einmal Issa Hayatou übernommen, der Präsident des afrikanischen Kontinentalverbands. Den Kameruner kann sich allerdings kaum jemand ernsthaft als Blatters Nachfolger wünschen, auch er war in Skandale verstrickt.

Viele Menschen in Blatters Umgebung glauben, dass der Schweizer nun innerlich zerbricht, weil er nicht mehr auf dem Thron sitzt. Die Fifa war Blatters Leben. Er hat keine Hobbys, keine Jacht, er leistet sich keine teuren Spielzeuge. Es war nicht in erster Linie das Geld, das ihn lockte. Blatter hat sich immer dagegen gewehrt, dass sein Gehalt veröffentlicht wird. Es wird bei etwa drei Millionen Schweizer Franken gelegen haben, die Spesen und Zulagen nicht mitgerechnet, die noch obendrauf kamen. Kein schlechtes Gehalt, gewiss, aber auch nicht zu vergleichen mit den Einkommen, die sehr viele Figuren hatten, die mit Blatter am Tisch saßen. Etwa die Konzernbosse jener Fifa-Sponsoren, die sich vorige Woche gerade noch rechtzeitig mit dünnen Verlautbarungen von ihrem einstigen Partner absetzten.

Blatter führt ein vergleichsweise bescheidenes Privatleben. Er wohnt in einem Apartment, das der Fifa gehört. Es wirkt wie ein kitschiges Altherren-Refugium, viel weiße Farbe, viel Keramik. Ein paar harte Getränke im Regal, ein paar Klassiker im Bücherschrank, Heine, Goethe, dazu ein paar Jahrgänge der Zeitschrift „National Geographic“, wie im Wartezimmer beim Zahnarzt.

Sein Büro ist zwar geräumig, aber die Einrichtung ist schlicht. Blatter hat es mit Erinnerungsstücken und Devotionalien aus seinem Leben geschmückt. Bei einem Besuch vor zwei Jahren stand am Fenster eine Regimentsfahne der Schweizer Armee, Blatter war einst Truppenkommandeur, auf dem Sofa türmten sich Plüschtiere zu einem bunten Berg, geschickt und geschenkt von Fans. Dinge, die ihm wichtig waren, standen auf einem Sideboard: eine Aufnahme von ihm mit Argentiniens Fußballheld Diego Maradona, eine Zeichnung des Kirchturms von Visp, seinem Heimatort im Kanton Wallis, daneben ein VIP-Ausweis der Palästinensischen Autonomiebehörde, ausgestellt auf seinen Namen, für seine Meriten um den palästinensischen Fußball.

Was Blatter an seinem Job faszinierte, war die Macht. Er wurde behandelt wie ein Staatschef. Er logierte in den besten Hotels der Welt. Er flog meist im Privatjet. Er sammelte Ehrentitel und Orden, Deutschland verlieh ihm das Große Bundesverdienstkreuz. Und er träumte vom Friedensnobelpreis.

Nun wird es schnell einsam um ihn werden. Zum „Camp Beckenbauer“, einem jährlichen Treffen von Funktionären, Vermarktern und sonstigen Wichtigtuern aus der Sportwelt, das Anfang der Woche in Kitzbühel abgehalten wurde, hatte man Blatter nicht mehr eingeladen. Franz Beckenbauer, der Gastgeber beim Gipfel in Tirol, schob stattdessen den Südafrikaner Tokyo Sexwale auf die Bühne und redete den früheren Kampfgenossen Nelson Mandelas zum kommenden Fifa-Präsidenten hoch.

Die Schlacht um die Spitzenjobs im Weltfußball hat begonnen. Der Präsident des Deutschen Fußball-Bundes, Wolfgang Niersbach, hat Chancen auf den Posten bei der Uefa. Auf das Präsidentenamt bei der Fifa spekulieren Geschäftsleute aus Afrika und Arabien.

Und Blatter? Was wird aus ihm? Manche langjährigen Begleiter machen sich Sorgen um den gestürzten Granden. Er sei in den letzten Wochen gealtert, heißt es, die „Aura der Macht“ habe ihn „verlassen“. Blatter darf nicht mehr an Konferenzen teilnehmen, er darf – eine Auflage bei Suspendierungen – noch nicht mal auf die Ehrentribüne eines Stadions, um sich ein Fußballspiel anzuschauen. Er ist ein Ausgestoßener.

Er werde sich ins Wallis zurückziehen, so hört man. In seine Heimat, in die Berge. Ruhe geben wird er nicht. Blatter will über seinen Nachfolger mitbestimmen. Sein letztes Gefecht. Er braucht dazu kein Büro in der Fifa-Zentrale in Zürich, nur sein Mobiltelefon.

Michael Wulzinger